

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1846) Unterhaltungsblatt

7 (27.1.1846)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 27. Januar 1846.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro.} 7.

Das Erdbeben in Aleppo.

Schon war die Sonne untergegangen und die Schatten des scheidenden Zwiellichts dehnten sich über die Thäler Syriens; nur die höchsten Spitzen des Gebel al Chail wurden noch von einigen schmalen Goldstreifen umsäumt. Ein sanfter Abendwind säufelte durch die, das volkreiche Aleppo umgebenden Pistazienwälder, und kühlte die vorher so glühenden Lüfte. Von den Minarets der Moschee des prächtigen Derwischlofters ertönte weit in die Ferne hinaus der Gesang der osmanischen Mönche. Auf der nahen Landstraße, die gen Antiochia führt, eilte eine Karavane Handel treibender Armenier mit ihren Kameelen der Stadt zu, um noch vor Einbruch der völliigen Dunkelheit das Ziel ihrer Reise zu erreichen.

Am Eingange eines Pistaziengehölzes stand Markos Koloni, ein junger Grieche, neben seinem im Grase ruhenden Diener Michael, und erwartete mit unruhigem, sturmbelegtem Herzen den Einbruch der Nacht. Auch die hinter ihm an einen Baum gebundenen drei Rosse schienen die Ungeduld ihres Herrn zu theilen, denn laut wieherten sie und zerstampften mit ihren Hufen den Boden.

„Wie träge schleicht doch die Zeit gerade dann, wenn unsere Sehnsucht ihr gern Flügel leihen möchte! Noch eine Stunde muß vergehn, eh der entscheidendste Augenblick meines Lebens erscheint — und ach! wie lang wird sie währen! O Eudora, du theures, unaussprechlich geliebtes Mädchen, werd ich dich auch retten, dich der väterlichen Tyrannie entreißen können? — Wirst du noch mein werden, Geliebte? — Zwischen jetzt und fünf Tagen ist unser Schicksal bestimmt — ach was wird in diesem kurzen Zeitraume die Vorsicht über uns entscheiden?“

So sprach Koloni, voll Unruhe und Ungeduld hin und her gehend. Er war bereit, einem süßen aber gefährlichen Abenteuer entgegenzugehen. Es galt die Entführung einer Jungfrau, deren Vater, ein reicher griechischer Kaufmann, sich des besondern Schutzes und der Freundschaft des türkischen Statthalters erfreute.

Koloni war der Sohn eines nicht unbemittelten, aber auch nicht reichen Handelsmannes in Alexandrette. Wegen eines Streites mit einem vornehmen Türken hatte er, unangenehme Folgen befürchtend, vor vier Jahren seine Vaterstadt verlassen und nach Aleppo sich gewendet. Er fand dort in dem Hause des sehr begüterten Bazaros zuerst seine Freistatt, und dann, als dieser seine Kenntnisse geprüft hatte, ein anständiges und einträgliches Amt. Eudora, die achtzehnjährige Tochter Bazaros, entzündete in dem Herzen des jungen, feurigen Koloni bald die Flamme der Liebe, die, wenn auch bisweilen die Vernunft ein paar Tropfen kaltes Wasser zur Löschung herbeiführte, nach und nach immer stärker um sich griff. Zwar suchte der Jüngling seine Leidenschaft zu verbergen und bewachte jede seiner Aeußerungen und Geberden mit ängstlicher Sorgfalt — doch wenn es ihm auch gelang, den alten Bazaros und dessen Hausgenossen zu täuschen: dem Scharfblicke Eudoras entging die Veränderung in dem Innern des jungen Freundes nicht. Sie ahnte seine Liebe und freute sich derselben im Stillen, denn auch in ihrem Busen erwachte das

süßeste Gefühl der Menschenbrust, und Koloni war der Gegenstand dieser zarten jungfräulichen Regung.

Doch auch Eudora mußte ihre Empfindungen sorgfältig bewachen und die aufkeimende Neigung zu ersticken suchen, denn sie kannte den stolzen und eigennütigen Charakter ihres Vaters, dem nur Rang und Vermögen als ein Verdienst galten. Von ihm durfte sie nie hoffen, daß er ihre Liebe zu dem wackern, talentvollen, aber nicht reichen Koloni billigen würde.

Doch wie selten besteht die Vernunft den Kampf mit der Liebe; meistens siegt das Gefühl über den Verstand. Und so ist es wohl auch der menschlichen Natur am angemessensten — die schönsten Augenblicke des Lebens würden wir gewiß entbehren müssen, wenn uns die Gluth der Gefühle abginge und wir bloß kalte Verstandesmenschen wären.

Auch Koloni und Eudora vermochten es auf die Länge nicht mehr, in der Mäßigung ihrer Empfindungen fortzufahren, die sie Anfangs beobachteten. Die Gefahr, durch welche ihre geheime Liebe zerstört zu werden drohte, überwog endlich alle Rücksichten. Minola, ein Millionär aus Smyrna, welcher in Handelsgeschäften zu Bazaros nach Aleppo gereist war, fand nicht nur die Tochter seines Gastfreundes schön und lebenswürdig, sondern berechnete auch, daß die Verbindung mit der reizenden Jungfrau zugleich eine sehr verständige Spekulation sei. Er warb also nach kurzem Bedenken um Eudoras Hand, und Bazaros, in seinem künftigen Schwiegersonne bald einen geistverwandten Bruder erkennend, der die einzige Tugend des Menschen: den Reichtum, in hohem Grade besaß, säumte nicht lange, und schloß den vortheilhaften Handel über sein Kind ab. Dieses erst um seine Einwilligung zu fragen, hielt er nicht für nöthig. „Du kannst als Erzeuger unbedingt befehlen, sie muß als Tochter unbedingt gehorchen!“ — das war der Begriff, den er vom Vaterrecht hatte. Daß er durch sein willkürliches Verfahren sein Kind unglücklich machen könne, fiel ihm gar nicht ein. Er verschaffte ja Eudoren einen sehr reichen Mann, war das nicht Alles, was eine Jungfrau nur verlangen konnte? — Dies mußte sie doch mit dem innigsten Danke erkennen. Daß es außer dem Reichtum noch irgend ein Glück des Lebens geben könne, davon hatte der eingefleischte Handelsherr keine Vorstellung.

Er ließ daher einige Stunden nach der Werbung Minola's, Eudoren auf sein Arbeitszimmer rufen, und sagte ihr ganz kurz: „In vier Wochen wirst du meinen Freund Minola heirathen und ihm dann nach Smyrna folgen. Ich habe die dieses so früh als möglich sagen wollen, damit du beizeiten alles die Nöthige besorgen kannst!“

Eudora stand wie vernichtet. Diese Verfügung kam ihr unerwartet; denn Minola hatte es gar nicht einmal für nothwendig geachtet, sich durch Artigkeiten und zuvorkommendes Benehmen bei seiner künftigen Braut beliebt zu machen. Er betrachtete die ganze Sache als ein Handelsgeschäft und Eudoren als eine Waare, über die man nach Belieben verfügen könne, und theilte in dieser Hinsicht ganz die Gesinnungen seines Gastfreundes.

Als Bazaros seinen Willen ausgesprochen hatte, machte er ein Zeichen der Entlassung, welches er nach einer Pause wiederholte, da er bemerkte, daß Eudora gleich einer Bild-

fäule noch immer vor ihm stand. Da ermannte sich das vom Schreck betäubte Mädchen; die Angst ihrer Seele gab ihr Muth, gegen den kalten, strengen Vater ihr Herz auszuschießen — sie durfte nicht länger schweigen, denn es galt ja das Glück ihres ganzen Lebens. Sie warf sich zu Bazaros Füßen und rief mit schluchzender Stimme: „O mein Vater, nimm dein Wort zurück, ich bin nimmermehr im Stande, ihm Genüge zu leisten; fordere Alles von mir, nur nicht: daß ich dem stolzen Minola meine Hand reichen soll; nie würde ich es über mich gewinnen können, ihn zu lieben.“

Das Letztere fordere ich ja auch gar nicht von dir, antwortete Bazaros kalt: es ist auch nicht einmal nothwendig. Du sollst meinen Freund nur heirathen, das Uebrige wird sich finden. Deine Mutter hat mich auch nicht geliebt, als sie mit mir verbunden wurde, und sie befand sich dann doch recht wohl.

„O meine Mutter!“ rief Eudora bewegt gen Himmel blickend: „wenn du noch lebstest, du würdest dein Kind nicht zu verhasstem Bündniß zwingen.“

Verschone mich mit deinem unnützen Gewinsel, verfezte Bazaros ungeduldig: und gehorche dafür meinem Willen.

„Ach, ich kann nicht, mein Vater! o habe Erbarmen und zerstöre nicht das Erdenglück deiner einzigen Tochter. Ach, ich will es Dir nur gestehen, mein Herz ist nicht mehr frei — es ist erfüllt von dem Bilde eines edlen Jünglings, den ich liebe und den nur allein ich ewig lieben werde.“

Nun so reiße dies Bild heraus aus deinem Herzen, ich befehl es dir, rief Bazaros heftig. Und wer ist denn der edle Jüngling, der eitel genug ist, seine Augen zu dir zu erheben und den du nur allein deiner Neigung werth achtest?

„Es ist Koloni, der Backere, der —“

Was sagst du? fiel ihr Bazaros wüthend ins Wort: der verwegene Landstreichler erkühnt sich —

„Fürne nicht auf ihn, mein Vater!“ unterbrach ihn Eudora: „der Edle wagte noch nicht, mir seine Liebe zu gestehen.“

Nun daß er dies auch ferner unterlasse, dafür will ich sorgen. Fort auf dein Zimmer jetzt, ungerathene, trozige Schwärmerin; besinne bald dich eines Besseren, wenn ich die väterliche Gewalt dich nicht in vollem Maße fühlen lassen soll. Lieb deine chimärischen Hoffnungen auf, denn nie werden sie erfüllt werden, das gelob' ich dir!

Weinend verließ Eudora den harten Vater.

Noch an demselben Tage erhielt Koloni von seinem Brodherrn einen Brief nebst einer Summe, die ein zweimonatliches Gehalt betrug, und zugleich die Weisung: daß er noch heute das Haus, wo er seit vier Jahren gelebt hatte, verlassen, und es nie wieder betreten solle.

Koloni war bestürzt, und wußte nicht, welchem Zufalle er dieses beleidigende Verfahren, das man sich so plötzlich gegen ihn erlaubte, zuschreiben sollte. Doch ließ ihn sein Ehrgefühl sogleich das Verlangen des rauhen Bazaros erfüllen. Mit wehmüthigem Gesühle entfernte er sich von dem Orte, wo er mit der Geliebten eine Luft geathmet hatte.

Er bezog eine kleine Wohnung ohnfern dem Hause Bazaros. Ein paar Tage quälte er sich mit Gedanken über die ihm widerfahrene Beleidigung und suchte vergeblich den Grund derselben zu erforschen; denn wie konnte er wissen, daß das Geheimniß, was er in seinem Busen still verschlossen, was er der Geliebten selbst noch nicht gestanden, schon dem alten Bazaros offenbar sei. Am Morgen des vierten Tages endlich erfuhr er das wahre Verhältniß. Ismene, die Dienerin und Vertraute Eudoras, begegnete ihm und entdeckte ihm Alles, was sich im Hause Bazaros zugetragen hatte. So empfand er auch noch über die ihm widerfahrene Beleidigung war, so wurde doch jetzt sein Herz mit Wonne erfüllt, als er vernahm: daß die holde Eudora ihn liebe und um dieser Liebe willen

den Zorn des Vaters gewagt habe. Er beschwor Ismene, sie solle ihre Gebieterin dahin zu vermögen suchen: ihm eine geheime Unterredung an einem sichern Orte zu gewähren. Ismene versprach ihr Möglichstes zu thun, und schon am Morgen des nächsten Tages klopfte sie an Kolonis Thüre und brachte ihm die freudige Nachricht: daß Eudora ihn heute zwei Stunden nach Sonnenuntergange im Garten ihres Vaters in der Terebinthenlaube hinter dem Marmor-Bassin erwarten wolle.

Koloni war entzückt und dankte der Botin durch ein reichliches Geschenk. Voll Ungeduld erwartete er den Abend und als endlich die lang ersehnte Stunde erschienen war, überkletterte er mit Leichtigkeit die Gartenmauer und eilte auf Flügeln der Sehnsucht dem Orte zu, wo die Geliebte seiner schon harrete. Dort schwuren sich Beide ewige Liebe und Treue, und Eudora gelobte: nie die Gattin eines Andern zu werden, möge auch kommen, was da wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunden der Gegenwart,

oder

warum sagt man: „immer wird es schlimmer?“

Fünfter Artikel.

Wovon wir oft, wovon wir Viele sprechen hören, das wird uns bald gleichgültig. Man klagt so häufig über die Wunden der Gegenwart, über die zunehmende Geld- und Trunksucht, über Hofmezzerei, über Geld- und andern Wucher, kurz — über Demoralisation jeder Art; und dennoch kaffen, baten und brennen die Wunden immer heftiger, ohne daß man sich nur die Mühe nimmt, sie näher zu beschauen oder ein Heilmittel zu suchen und anzuwenden. Sind denn die genannten Wunden vielleicht nicht vorhanden? Wer will „Nein!“ antworten?

Wer will es leugnen, daß die vielfarbige Schlange der Spielsucht täglich mehr wüthet? Die Beweise hiefür braucht man nicht bloß in den großen, diesem Laster eigens erbauten Spielhäusern zu holen; man kann sie in der unscheinbarsten Kneipe oder Spelunke finden. Eilen wir jenen Tempeln des Satans, jenen großen Spielhäusern, in der Hoffnung vorüber, daß man bald keine Architekten mehr finden wird, die sich zu deren Erbauung hergeben. Es ist hier ganz an der Stelle, die ehrenwerthen Männer zu nennen, die uns in dieser Hoffnung bestärken können, und ihre eigenen Worte anzuführen. E. F. v. Ehrenberg, Ed. Knoblauch und L. Hoffmann sagen in ihrem Baulexikon von 1843:

„Spielhaus ist ein Gebäude, wo der Hauptzweck das Spiel ist; jenes Laster, welches Körper und Geist auf einmal tödtet, und zur Bereicherung einzelner Personen Hunderte von Familien unglücklich macht. Es soll daher dieses Buch nicht durch Angabe der zweckmäßigsten Einrichtung eines solchen Hauses entwehrt werden. Schande für den Architekten, der es einrichtet, Schande für den Staat, in dem es eingerichtet werden darf.“

Bei uns findet man zwar derartige öffentliche Gebäude nicht; sie werden aber durch die fast zahllosen größern und kleinern Häuser in Stadt und Dorf ersetzt, worin man die Spielsucht täglich bei Gläserklang, bei Karten- und Würfelball sehen und hören kann, wie sie ihre Opfer vom Bettler, der nur ein Gläschen Schnaps vermag, bis zum wohlhabenden Manne umgarnet. Keine Pist schreitet so schnell fort, als die Spielsucht. So wurden z. B. in der Schweiz im Jahre 1377 die Karten bekannt, und in dem gleichen Jahr fand daselbst ein Predigermdch, Namens Johann, bereits Stoff genug, um ein ganzes Buch wider das unheilvolle Spiel her-

auszugeben. In unserm Deutschland sind die Spielkarten ungefähr seit dem Jahre 1310 bekannt. Aber schon im Jahre 1329 wurde diese verführerische Unterhaltung den Geistlichen männlichen und weiblichen Geschlechts im Würzburger Sprengel streng verboten. In Italien hausten die Karten früher, als bei uns. In Frankreich ist es leider! einer der wenigen Makel der Regierung des sonst so trefflichen Königs Heinrich IV., daß mit ihm und durch sein eigenes Beispiel die Spielsucht daselbst außerordentlich einriß. Ost verwünschte und bereute er sie selbst, aber sie in sich selbst zu vernichten oder zu unterdrücken, — dazu mangelte es ihm an Kraft und Selbstbeherrschung.

Wenn aber einmal ein Mann, wie Heinrich IV., welcher sonst mit den herrlichsten Gaben des Geistes und Herzens geschmückt war, nichts gegen die Gewalt dieser Leidenschaft vermag; was kann man von den Legionen der minder vollkommenen Menschen erwarten? Wem will es alsdann noch auffallen, daß es eine schwere Aufgabe ist, unter der Unzahl unserer Wirtschaften, so groß oder so klein sie seyn mögen, diejenigen zu finden, worin man jetzt keine Karten und Würfel fallen hören kann? Denn es ist heutiges Tages um kein Haar anders, als das Lied sagt:

„Wer essen und trinken und hoch spielen kann,
Der lebet für viel Geld als glücklicher Mann.“

Beim Bürger und Bauer im Stall und im Haus

Fehlt nirgends die Karte — die Seele beim Schmaus.“ —

Wer das Spiel und den Wucher liebt, der hat seine Seele feil. Wer wird aber den ehren, der seine eigene Seele entehrt? Wer kann den achten, der seine Ehre und seinen Wohlstand von dem Falle eines Papierblättchens oder Weinstöckchens abhängig machen kann? Die Spielsucht ist es, bei welcher, wie bei keiner andern Leidenschaft, die geheiligten Namen des Vaters, des Vatters, des Sohnes, des Menschen überhaupt in's Spiel kommen. Bei keinem andern Laster ist der Uebergang von der Ehre zur Schmach, von der Unschuld zum Verbrechen, von der süßen Ruhe zur Verzweiflung so oft und so plötzlich. Die Liebe zum Spiel ist es, die jede andere edlere Liebe im Menschen zerstört und jeden Betrug entfesselt. Wer in unsern Tagen gegen sie redet, gleich freilich dem Gesunden, der am Bette des Kranken steht und ihm von seinen Kräften nicht das Geringste einflößen kann: soll man aber deshalb aufhören oder ermüden, immer und immer wieder die Wahrheit zu sagen? Gewiß nicht! denn die Wahrheit ist wohl werth, daß wir sie bis in den Tod bekennen.

Das leidenschaftliche Spielen gehört zu den Handlungen, welche lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen aus welchem Beweggrunde sie wollen. Oder verdient dasjenige den Namen „Laster“ nicht, womit man sich selbst und seinem Nächsten schadet? Verdient eine Sucht, eine Leidenschaft, den Namen „Laster“ nicht, die dem Menschen nicht nur alle Kraft, sondern auch noch den Muth raubt, sich davon zu befreien? Ein Spieler ist nichts als ein Trunkener, ein Wahnsinniger. Er zerbeißt und zerstampft zwar tausendmal, wie ein Unstuniger, die Karte, die ihn unschuldiger Weise verlieren machte; aber er ist darunten doch nicht seiner selbst mächtig genug, die Karten ganz von sich zu werfen und zu verlassen. Er fehlt sich selbst, wie jeder Wahnsinnige. Seine Sinne sind ihm vom glühenden Wüstenwind der Leidenschaft eingetrocknet, sein Herz ist zusammengeschrumpft; und so ermangeln ihm gerade da alle Kräfte am meisten, wo er sie am allerbedürftigsten hätte. Wie leicht geschieht es z. B., daß ein Bauer die Frucht zu Markte bringt, die er im Schweiße seines Angesichtes gebaut, um die er zum Himmel flehet, die ihm der Himmel geschenkt hat, und von deren schönem Erlos er vielleicht seine Steuern, oder einen Zins, oder irgend ein nöthiges Bedürfnis seiner Familie bestreiten soll; wie leicht geschieht es, daß ein solcher

ohne Frucht und ohne Geld heimkehrt, weil er sich zu den Karten oder Würfeln verlocken ließ? Er fängt zwar nur damit an, ein paar Schoppen herauszuspielen; da ja nicht viel daran liegt, — wie man sich auszureden pflegt. Hat man aber einige verloren, so möchte man doch auch einige gewinnen. Diese gehen wieder verloren, und je weiter es kommt, desto tiefere Wurzeln schlagen Unmuth und Anlust, bis endlich das (in diesem Fall dem Spieler zu vergleichende) Pferd, welches sich Sattel und Zeug selbst auslegte, zu Schanden geritten ist. Auf solche miserable Weise auch nur eine Brosame verlieren, heißt sündigen; denn der Vater, der sie verliert, stiehlt sie dadurch, daß er sie verspielt, seinen Kindern, der Gatte seinem Weibe, der Sohn seinen Eltern. Und ist endlich der letzte Heller fort: womit will er den dumpfen Druck, der sich auf seine Seele wälzt, wegwälzen? Er kann ihn nicht los werden. Der Druck wird immer unauslöschlicher für ihn, je öfter er das Verlorene vergeblich wieder zu gewinnen versucht, und wessen Arme breiten sich in solcher Noth dem Tode zunächst entgegen, ehe er der Verzweiflung anheimfällt? die der Trinksucht. Von dieser erhält der Saumelnde erst vollends den wahren Freibrief in die Höllengemächer aller Laster, die den Menschen tief unter das Vieh herabwürdigten.

Wie die Spielsucht, so erzeugt auch die Trinksucht Menschen, die um nichts besser sind, als Wahnsinnige und zwar nur verächtliche Wahnsinnige. Die verächtlichsten Geschöpfe dieser Art lernen wir aber unstreitig dann kennen, wenn die Opfer der Trinksucht dem weiblichen Geschlechte angehören. Und ist dieses vielleicht etwas so überaus Seltenes in unsern gebildeten Tagen? Wie? wenn es Mütter gäbe, welche sogar auf Bildung Anspruch machen, welche stolz von Andern Achtung und Huldigung fordern, welche jeden Splitter in dem Auge einer ihrem Geschlechte Angehörigen laut und öffentlich als Balken proclamiren, während sie fast täglich im Geheimen alle ihre Sinne, noch ehe die Mittagssonne scheint, in geistigen Getränken ersäufen? Wie? wenn solche Mütter, um nicht verrathen zu werden, die eigenen Kinder dazu ermuntern und anfeuern, ihrem teuflischen Beispiele zu folgen? Schon der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Falles macht jedes fühlende Herz bluten. Unglücklicher Sohn! unglücklichere Tochter! die ihr, ohne zu wissen, was ihr thut, einer solchen Mutter gehorcht! — Ihr ahnt nicht, was ihr thut! Ihr glaubt es nicht, daß ihr jede schönere Zukunft, jedes edlere Menschengefühl, jede Achtung, die ihr vor euch selbst haben solltet, jeden Keim des Guten in euch, und jede Liebe zu euch in Andern erblicket, und daß der Lenz eures Lebens freudlos verblüht seyn wird, ehe er noch ganz angebrochen ist! Doch — lieber Leser und geneigte Leserin! — was frommt uns unser Mitleid? was frommt ihnen unsere Warnung? Sie werfen sie uns mit Hohn und Haß zurück und sagen uns lächelnd: „das geht euch nichts an! wir thun, wie wir mögen.“ — Da wir es indessen einmal gewagt haben, in dieses geheimste Gebiet des Familienlebens einen Blick zu werfen, so laßt uns auch einen zweiten noch wagen. Vielleicht erblicken wir noch eine Wunde der Gegenwart daselbst, die nicht weniger brennt und glüht, als die bisher genannten, und welche ans Tageslicht gezogen zu werden verdient. —

Ein Gastwirth gibt seinem Sohne ein Paar Lehren.

1) Borge nicht jedem Menschen, zumal wenn du siehst, daß er viel mit Geld umgeht, denn mehrentheils diejenigen, welche mit Geld klappern, haben keins. 2) Sieh zuerst den fauersten Wein, damit der Gast nach süßem verlangt.

